

Teil I: TRAU DICH

oder

Die große Liebe braucht Mut

Statt Vorwort: Die Anderen

Wie oft haben Sie schon neidvoll oder bewundernd einem eng umschlungenen Paar hinterher gesehen?

Zwei, die der restlichen Welt enthoben scheinen.

Zwei, die ES geschafft haben.

Was haben die, das ich nicht habe, fragt man sich. Oder: Was machen die anders?

Je schlechter es uns selbst geht, desto schwerer ist der Anblick glücklicher Paare zu ertragen. Er macht dem, der in keiner erfüllten Beziehung lebt, auf unangenehmste Weise deutlich, dass der eigene Lebenszuschnitt begrenzt oder verkehrt ist, und hinterlässt ein Gefühl von Ratlosigkeit.

„Jedes noch so leidenschaftliche Feuer erlischt spätestens nach sechs Monaten!“, behauptet der weltweit einzige – selbsternannte – Ehe-theoretiker, der sich hier noch öfter zu Wort melden wird. Über viele Beobachtungen hat er Buch geführt, Bilanz gezogen und ist zu dem Ergebnis gekommen, dass eine Liebesbeziehung und erst recht die Ehe den Einsatz nicht lohnen.

„Der Arzt nennt die Ehe ein verkehrtes Fieber, das mit Hitze anfängt und mit Kälte endet“, lautet sein liebstes Anti-Beziehungs-Zitat.

Gerne führt er den amerikanischen Telekom-Milliardär Craig McCaw an, der seiner Exfrau nach der Scheidung eine Abfindung von 600.000.000 (Sechshundertmillionen!) Dollar zahlen musste. Das prominente Paar war 20 Jahre lang verheiratet gewesen. Mein Freund multiplizierte diese Anzahl der Jahre mit der statistisch wahrscheinlichen Anzahl des jährlichen Beischlafes (zwei Mal pro Woche), dividierte das Ergebnis durch die Abfindungssumme und kam zu dem erstaunlichen Resultat, dass jeder einzelne Liebesakt den Mann 300.000 Dollar, also ein schönes Eigenheim, gekostet habe.

Den Ehetheoretiker bestätigte das wieder einmal in seiner bereits zuvor gefassten Überzeugung. Doch könnte seine Berechnung nicht auch andere Schlüsse zulassen? Die – aus der Perspektive der Milliardärgattin – ganz andere Kategorien sprechen lassen als die ihr unterstellte Gier oder Rache?

Ich glaube, ja.

Jeder kennt die Statistiken über sechs Monate, drei Jahre oder spätestens das berühmte verflixte siebente Jahr, nach dem die Liebe angeblich flach und erotisch schal wird.

Wir sind versucht, solche Statistiken als Rechtfertigung für unsere eigenen schal gewordenen Beziehungen zu nehmen: Wenn sie die allgemeinen Erfahrungswerte widerspiegeln, so reden wir uns ein, tja – dann entsprechen sie eben auch dem Schicksal unserer persönlichen Liebesgeschichte.

Wir sehen uns um und entdecken, dass auch andere Paare mehr schlecht als recht miteinander auskommen. Vernunftgründe für das Zusammenbleiben scheinen zu überwiegen: Die Kinder, das Haus, die Karriere, die gesellschaftlichen Verluste und vieles mehr.

Aah, ja!, zieht man Bilanz. Das ist es also, was einen in Liebesdingen letztendlich erwartet. Eigentlich hatte man sich das ja anders vorgestellt, irgendwie romantischer, doch man schluckt die Enttäuschung herunter und tut sein Bestes, das offenbar Unabwendbare zu akzeptieren.

Man bekommt ja schließlich auch etwas dafür: Der Lebensstandard zu zweit ist höher als der eines Single-Haushaltes, die Familie einfacher zu managen, der berufliche Aufstieg planbarer mit einem sicheren Partner im Rücken. Es gibt noch viel geringere Gründe: Die gemeinsame Wohnung, der gemeinsame Hund, oder es ist einfach gerade niemand Besseres in Sicht.

Dass seine Umarmungen mich schon längst nicht mehr beflügeln, lässt sich angesichts des wahnwitzigen Alltagsstresses, dem ich mich gerne aussetze – oder aussetzen muss, um meinen Job nicht zu verlieren –, leicht vergessen.

Und irgendwann steht man im Partnerlook da!

Und jetzt? War's das? Soll das alles gewesen sein?

Viele, äußerst vernünftige Gründe lassen uns bei einem Partner bleiben, auch wenn die Leidenschaft schon längst auf der Strecke geblieben ist. Und so halten wir durch, denn – siehe oben – die Statistik stützt ja die Richtigkeit unseres Vorgehens.

Wenn da nicht diese anderen wären, auf die hin und wieder unser Blick fällt. Und das sind keineswegs bloß frisch verliebte, junge Paare.

Woher schöpfen die ihre starke, gegenseitige Faszination, dass sie die Hände kaum voneinander lassen können?

Sogar ein paar handverlesene Prominente führen uns solche Meisterstücke der Liebeskunst vor Augen: Da sind David Bowie und das weltberühmte Model Iman, jeder für sich und erst recht beide zusammen von einer erotisch knisternden Aura umgeben. Oder der Popstar Sting: Öffentlich versprach er seiner langjährigen Ehefrau Trudie Styler, sie zehn Stunden lang zu lieben (genau genommen sagte er: zu bedienen!). Nicht zu vergessen: Senta Berger, die seit Jahrzehnten mit dem Mediziner und Regisseur Michael Verhoeven verheiratet und ihm auch beruflich verbunden ist.

Ausnahmen? Die die Regel bestätigen?

Oder haben diese Paare grundsätzlich etwas anders gemacht?

Ich meine, ja:

Glückliche Paare stellen Leidenschaft über Sicherheit.

Übrigens: Auch, wenn ich eindeutig aus der weiblichen Perspektive beobachte und schreibe, gehe ich davon aus, dass vorliegende Untersuchungen sowohl für Frauen als auch für Männer Gültigkeit haben. Lange habe ich überlegt, ob ich das auch sprachlich zum Ausdruck bringen sollte, etwa durch stilistische Zwitterwesen wie 'PartnerIn'. 'jede und jeder' 'frau und man' etc. Aus sprachästhetischen Gründen habe ich jedoch beschlossen, darauf zu verzichten und bei der üblichen Formulierung zu bleiben.

Programmatisches

Zu Liebesdingen gibt es Ratgeber wie Sand am Meer. Darauf einzugehen, ist hier nicht der richtige Ort, auch will ich mich nicht als Literaturkritikerin versuchen – ein in meinen Augen ohnehin überschätzter Berufsstand.

Das, was die meisten Beziehungsratgeber problematisch macht, ist die Suggestion von Machbarkeit.

„Befolge die Regeln, und alles wird gut!“, scheint die Botschaft vieler dieser Werke. Nicht selten beschleicht einen das Gefühl, die Regeln sind am Reißbrett entworfen worden und niemals wirklich durchlebt.

Wie sonst ist es zu verstehen, wenn allen Ernstes behauptet wird, Ehen zerbrechen an *ihrer* Unart, die Zahnpastatube platt zu drücken, und an *seiner*, im Stehen zu pinkeln?

Ehen scheitern nur selten an grundsätzlicher Unvereinbarkeit, lautet das leichtfertige Fazit dann auch, sondern vielmehr an den vielen kleinen Differenzen, die letztendlich zum Aus führen.

NEIN!, behaupte ich. Das Gegenteil ist der Fall.

Wenn das Grundsätzliche stimmt, dann (ja, auch dann) nerven natürlich die platt gedrückte Zahnpasta und die vollgepinkelte Klobrille unsäglich, aber sie führen keinesfalls zum Aus! Eher zu lebenslänglichen Streitereien, die man sicherlich auch mal unter dem Kosten-Nutzen-Aspekt angehen könnte, meinetwegen sogar mit Unterstützung der oben erwähnten Ratgeber, warum nicht?

Doch für den traurigen Fall, dass zwei Partner sich nicht mehr riechen können, helfen keine Regeln.

Erst recht keine Kommunikationsregeln. Natürlich will ich die Richtigkeit dieser Regeln nicht bestreiten. Und wer sie tatsächlich noch nie gehört haben sollte, dem werden sie auch nützlich sein.

Er wird dann in Zukunft besser darauf achten, dem anderen zuzuhören und Interesse zu bekunden, er wird eine konstruktive Streitkultur entwickeln, *Du-Botschaften* vermeiden und niemals mehr *Nie- und Immer-Sätze* aussprechen, und wenn er das alles hinbekommt, wird er es sich auch verkneifen können, Vergangenes ständig wieder neu aufzuwärmen.

Aber was, wenn der Hilfe suchende Leser die Regeln bei einem Partner anzuwenden versucht, der ihm schon lange keine Quelle der Inspiration mehr ist? An dem er schlichtweg das Interesse verloren hat? Wenn eben DAS GRUNDSÄTZLICHE nicht (mehr) stimmt?

Erotische Schwingungen wecken mit Kommunikationsregeln?

Das kann mir keiner mehr erzählen. Ich selbst habe zahlreiche solcher Versuche in schlechter Erinnerung. Die Theorie mochte mir ja einleuchten, die Praxis nicht. Wenn das erotische Feuer endgültig erloschen ist, oder schlimmer noch: wenn es nie gebrannt hat, dann lässt es sich auch durch Regeln nicht entfachen.

Mein Glaube an Regeln in diesem Zusammenhang ist dahin. Zum Glück, möchte ich sagen, denn er kann den Blick auf das Wesentliche verstellen. An die Wirksamkeit von Regeln glaube ich, wenn es um die Organisation des Haushalts oder um Geldangelegenheiten geht. Aber, noch einmal sei's gesagt: Nicht in Bezug auf die Liebe.

Weil Liebe nicht machbar ist.

Vor allem mit dieser Überzeugung unterscheidet sich vorliegendes Buch von der gängigen Ratgeberliteratur.

Weil ich viel früher ansetze.

Statt um Ratschläge zwecks Wiederbelebung ermüdeter Partnerschaften geht es mir um den Stellenwert der Leidenschaft in der Liebesbeziehung: Nur wer ihr von Anfang an den gebührenden Platz einräumt, der, ja, der ist in der Lage, auch auf der Weiterrei-

se dem Partner gegenüber Aufmerksamkeit und Sorgfalt und Hingabe wirksam werden zu lassen.

„Die große Liebe fällt einem nicht in den Schoß wie ein Lottegewinn.“ Wie oft müssen wir uns solche unsinnigen Redensarten anhören, ohne dass ihr Wahrheitsgehalt jemals hinterfragt wird. Die große Liebe – sie sei lediglich das Resultat unserer eigenen Bemühungen!, wollen in Einklang mit jenen Volksweisheiten auch die Ratgeber uns suggerieren, und dann sind wir schwer enttäuscht, wenn trotz fleißigen Studierens und Befolgens aller Tipps die Beziehung weiterhin schal bleibt.

Ich wage dagegen zu halten: Die große Liebe – genau die fällt uns in den Schoß!

Und zwar ganz von alleine. Bloß – wir gucken oft gerade weg. Manchmal sogar mit Absicht, weil die große Liebe nämlich unheimlich Angst machen kann.

Exkurs: Ein paar Worte in eigener Sache

Wie gesagt: Ratschlägen misstraue ich.

Geschichten dagegen bieten sich an, Antworten auf Sinnfragen zu suchen und zu finden. Verhält sich die Romanheldin so, wie die Leserin selbst es niemals gewagt hätte? Wie interessant! Ohne moralische Skrupel, da ohne reales Risiko, lassen sich anhand von Geschichten sämtliche Möglichkeiten des eigenen Verhaltenskodex' in der Phantasie durchspielen.

Während Regeln oder Verhaltenstipps mir Vorschriften zumuten – zu theoretisch, zu paukerhaft, zu autoritär, als dass sie mich zum Nachspielen motivieren könnten –, unterbreiten Geschichten mir ein Angebot.

Mein Misstrauen gilt auch akademischen Abhandlungen, dieser Art viel zu prosaischer Sachbücher, als dass sie sich für das Thema Leidenschaft eignen könnte.

Ein Grund für ihre unerträgliche Trockenheit ist in einer Maxime zu suchen, die nach wie vor an unseren Universitäten bezüglich

des Anfertigens jeder noch so bescheidenen Seminararbeit gilt: Dem unbedingten Zurückstellen der Verfasserpersönlichkeit.

Ein akademisches Werk will die Illusion der wissenschaftlichen Objektivität aufrechterhalten; folglich ist es verpönt, die persönliche Ansicht, einen Kommentar oder gar eine eigene Erfahrung einfließen zu lassen. Die Person des Autors hat vollkommen hinter seinem Werk zu verschwinden.

Niemals darf das Wort Ich vorkommen. Der akademische Autor, der sich im Laufe der Erarbeitung seiner Abhandlung natürlich eine Meinung gebildet haben wird, muss darauf achten, diese Meinung nicht als Verdichtung eigener Lebenserfahrungen und dem daraus erfolgenden Fazit erscheinen zu lassen.

Stattdessen lernt er, seine Meinung als die einzige logische Synthese auszugeben, die sich aus dem dialektischen Diskurs möglichst abstrakter, das heißt lebensferner wissenschaftlicher Theorien ergibt. Auf Grund dieser konstruierten Objektivität meint er behaupten zu dürfen, seine Synthese entspreche einer kollektiven akademischen Meinung. Darum benutzt der akademische Autor, wenn er von sich selber spricht, den Pluralis Modestiae, den Plural der Bescheidenheit: Wir, wodurch er die eigene Person in der Gesamtheit des geballten akademischen Geistes des jeweiligen Fachbereiches aufgehen lässt – und letztendlich auflöst.

Ganz anders Geschichten!

„Du sitzt über mich zu Gericht mit deinen Geschichten“, fährt der König aus 1001 Nacht plötzlich seine Geliebte an, die ihn nun schon die fünfte Nacht unterhält, während sie gleichzeitig um ihr Leben bangen muss, und er wirkt sehr verärgert.

„Geschichten erzählen“, erwidert Scheherazade, „ist nicht Gericht halten. Geschichten erzählen heißt, das Leben anschauen von allen Seiten, es betrachten von innen und außen. Es heißt, mit den Augen der anderen sehen lernen und mit ihren Ohren hören.“ (Helma Sanders-Brahms: ‘Geschichten aus 1001 Nacht’)

An Geschichten glaube ich. Sie sind dazu geeignet, sich mit der eigenen Realität auseinanderzusetzen. Ich glaube sogar, darin liegt eine der wichtigsten Funktionen von Literatur, ja, von Kunst überhaupt.

Warum ich das gerade an dieser Stelle anbringe?

Weil es ab jetzt ans Eingemachte geht. Um sehr intime Gefühle, die wir in der Regel schamhaft zu verbergen suchen. Anstatt in Liebesdingen Ratschläge zu erteilen oder gar eine wissenschaftliche Abhandlung darüber zu verfassen, habe ich mich an einer literarischen Form orientiert, die in der französischen Literatur eine lange Tradition hat: Dem persönlich gefärbten Essay oder dem erzählenden Sachbuch.

Hier können Einsichten der Psychoanalyse und der Philosophie mit kulturhistorischem Material, wissenschaftliche Fakten mit subjektiven Empfindungen, Szenen aus der Literatur mit den entsprechenden biografischen Exempeln bunt gemischt und zu einem Ganzen vereint werden, um auf die Weise zu einer umfassenden Erkenntnis zu gelangen. Die Person der Autorin tritt im Essay keineswegs hinter ihrem Werk zurück, sondern sie ist Teil desselben.

Deshalb beziehe ich mich im Folgenden vor allem auf Geschichten: Auf den Fundus der Literatur, auf beobachtete und gehörte Erlebnisse – oder ganz einfach auf meine eigene Geschichte.

Wenn ich mich auf diese Art selbst ins Spiel bringe und hier öffentlich mache, ist damit nur eine Dimension meines Privatlebens tangiert. Und zwar diejenige, die ich für exemplarisch halte. Die Auswahl der biografischen Details ist sozusagen gedeutete Geschichte. Das heißt: Nicht, dass ich es so erlebt habe, ist von Interesse, sondern die Verallgemeinerbarkeit des Erlebten.

Dass es mir dabei um Aufrichtigkeit geht und nicht um Prahlerei, dürfte durch den Inhalt deutlich werden, der ja mein Bild nicht unbedingt im günstigsten Licht erscheinen lässt. Doch in Anlehnung an Altmeisterin Simone de Beauvoir betrachte ich mich selbst als Resultat meiner sozialen, politischen und historischen Wirklichkeit und damit ohne jede Wertung oder moralische Einordnung.

Um dem Vorwurf der Indiskretion vorzugreifen: Indem ich Teile meines eigenen Lebens derart instrumentalisieren, mache ich eine subjektive Frage zu einer gesellschaftspolitischen, im Sinne von öffentlichen und allgemeingültigen. So habe ich politische Aussagen immer verstanden: Sie müssen sich rückbinden lassen an persönliche Erfahrungen und Ereignisse, sonst bleiben sie blutleer.

Ich liefere also einfach eine Geschichte mit vielen Erfahrungen, in der die Leserin und der Leser sich mit ihren Erfahrungen wiederfinden können.

Sich trauen – Eine Umfrage

Bei einer von mir unternommenen, wissenschaftlich sicher nicht repräsentativen, dennoch aussagekräftigen Umfrage zur Auswahl bei der Partnersuche gelangte ich zu einem erstaunlichen Resultat.

Ich stellte etwa 120 sechzehn- bis neunzehnjährige Jugendliche (Bildungsgang: Gymnasium) beiderlei Geschlechts vor die Entscheidung, welchem Partner sie den Vorzug geben würden: Einem, der sie körperlich extrem anzieht, ihnen in punkto Attraktivität eventuell sogar leicht überlegen ist, oder einem, der ihnen sicher ist, jedoch in optischer und erotischer Hinsicht nur das Mittelmaß erfüllt.

Die überwältigende Mehrheit entschloss sich für die zweite Option.

Danach stellte ich 30 Frauen und Männer zwischen vierzig und fünfzig Jahren vor die gleiche Wahl. Auch sie entschieden sich ganz überwiegend für die zweite Antwort. Mehrfach untermauerten sie ihre Entscheidung sogar mit eigenen Erfahrungen.

So erzählte ein Mann:

„Von meiner Geliebten war ich sexuell und emotional extrem abhängig. Nicht nur, dass sie einen ganz eigenständigen Lebensentwurf hatte; zudem war sie auch noch ungewöhnlich attraktiv. Natürlich habe ich sie bewundert, aber auf Dauer hat sie mir Angst gemacht. Wie ein Befreiungsschlag war es, als ich einmal mit meinem Segelboot weit hinausgefahren bin und mehrmals hintereinander „Scheißtitten!“ in den Wind gebrüllt habe. Kurz darauf war ich endlich in der Lage Schluss zu machen.“

Eine Frau berichtete von ihrer Affäre mit einem Mann, den sie mehr als jeden anderen davor und danach geliebt habe:

„In sexueller Hinsicht hat er mich nachhaltig geprägt. Nie wieder habe ich solche intensiven körperlichen Erfahrungen gemacht wie

mit ihm. Das zwischen uns war eine verrückte Leidenschaft. Aber sonst? Er führte das unkonventionelle Dasein eines Musikers, ich arbeitete in einem medizinischen Labor. Man kann sich vorstellen, wie wenig kompatibel unsere Leben waren, wir passten einfach nicht zusammen. Ich habe regelrechte Panikattacken bekommen, wenn er bei mir war, und erst recht, wenn er wieder weg war.“

Die beiden waren Nachbarn gewesen. Noch während des Erzählens konnte die Frau mir glaubhaft vermitteln, wie quälend die ständige Versuchung gewesen sei, einfach zu ihm hinüber zu rennen, nachdem sie sich, aller Leidenschaft und allen erotischen Genüssen zum Trotz, entschieden hatte, die Finger von ihm zu lassen.

Auf meine Frage, warum ihre Entscheidung so ausgefallen sei und nicht genau gegenteilig, meinte sie:

“Ich hatte das Gefühl, ihm ausgeliefert zu sein. Ich hätte mein Leben ändern müssen, wenn ich bei ihm geblieben wäre.“

Dass Teenager Ängste haben und sich bei ihren ersten Schritten auf dem Beziehungsparkett Fehlschläge ersparen wollen, ist noch halbwegs verständlich. Aber Erwachsene? Wo leben wir, dass das Vermeiden von Angst und Unsicherheit das Hauptmotiv bei der Partnerwahl darstellt?

Ökonomisch sind die wenigsten Menschen unserer Gesellschaft ernsthaft bedroht. Wir sind arbeitslosenversichert, krankenversichert, haftplichtversichert, schulisch gut ausgebildet, und Männer wie Frauen sind in der Regel in der Lage, einen eigenen Hausstand zu gründen und aufrecht zu halten.

Wie sicher muss es denn noch zugehen, um einmal im Leben auch etwas zu riskieren?

Um endlich wirklich das Leben zu spüren?

Ich für meinen Teil bezweifle, dass Angst und Unsicherheit als Rechtfertigung für dieses Defizit an Risikobereitschaft taugen. Jeder von uns ist bei der Partnersuche eine aktive, von den eigenen Wünschen und Sehnsüchten geleitete Hälfte eines potentiellen Paares. Warum verraten wir unsere Wünsche und Sehnsüchte zugunsten einer dubiosen Sicherheit? Anstatt uns einfach nur glücklich zu schätzen, wenn der Märchenprinz vorbeispaziert kommt?

Wo sind sie, die ambitionierten Paare, die auf Absicherung pfeifen und stattdessen dem gefährlichen und schwierigen Weg den Vorzug geben? Die die Herausforderung und die Möglichkeit zu scheitern annehmen, weil ihre Beziehung nicht den üblichen Schemata entspricht? Denen gegenseitige Anziehung mehr bedeutet als Risikofreiheit?

Wie die oben genannten Umfragen zeigen, stehen Werte wie Vernunft und Sicherheit wieder höher im Kurs denn je – Werte, die mit einem Verzicht auf Lebenserfahrung, Freiheit und letztendlich auf Selbstbestimmung einhergehen.

Was also treibt den kleinen Sicherheitsfanatiker in jedem von uns eigentlich an?

Was hat das mit mir zu tun?

An der Stelle ist meine eigene Geschichte exemplarisch.

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren lernte ich auf einer Faschingsparty einen Mann kennen, der mich vom ersten Augenblick an völlig aus der Bahn warf.

Ohne ein Wort mit ihm gewechselt zu haben, fühlte ich mich so stark von ihm angezogen, dass ich alles andere um mich herum vergaß. Ich war wie vom Donner gerührt. Den ganzen Abend suchte ich seinen Blick, stellte mir alle möglichen Dinge mit ihm vor – und bei den Phantasien blieb es dann auch.

Bei der Gastgeberin holte ich Erkundigungen über den Typen ein. Auf die Weise erfuhr ich, dass circa hundertsechzig Kilometer zwischen seinem und meinem Wohnort lagen und dass er zu den politischen Aktivisten der Studentenszene gehörte.

Augenblicklich begann ich, meine überbordenden Gefühle zurückzupfeifen.

Zunächst erklärte ich die räumliche Distanz zwischen uns als unüberbrückbar. Dann benutzte ich meine spärlichen Informationen über seine Aktivitäten, um mich meinerseits ihm gegenüber herabzusetzen. Im Vergleich zu ihm fand ich mich zu unpolitisch, zu

bürgerlich, zu brav. Schließlich gelangte ich zu dem Schluss, dass der Kerl nicht das geringste Interesse an mir haben konnte.

In den folgenden vierzehn (sic!) Jahren begegnete ich ihm regelmäßig auf den alljährlichen Faschingsfesten bei unseren gemeinsamen Freunden. Die Phantasien wuchsen ins Unermessliche. Einmal meinte ich ihn sogar im Urlaub auf einem Schiff entdeckt zu haben. Ich lächelte ihm von der Reling aus zu, und selbst noch, als dieser Wildfremde erstaunt zurücklächelte, hielt ich an der Überzeugung fest, meinem Traummann in die Augen zu schauen.

Schon ab September dachte ich an die Party im kommenden Februar. Ich kaufte Seiden- und Tüllstoffe, Pailletten und Strass-Steine. In Gedanken an ihn entwarf ich aufregende Kleider im Stil der zwanziger Jahre. Abend für Abend stichelte ich vor mich hin. Ich malte mir aus, was ich alles sagen, anleiern, tun würde.

Doch wenn ich ihn dann endlich im Gewühl der Menge ausfindig gemacht hatte, versteckte eine kühle Miene meine brennenden Gefühle.

Hin und wieder wechselten wir sogar das eine oder andere belanglose Wort. Einmal trug er eine goldene Weste auf seinem nackten Oberkörper. Ich konnte die Augen kaum abwenden. Wie löste ich das Problem? Ich würde sagen, auf eine für mich nicht ganz untypische Weise. Ich zwang mich hinzusehen, ihn so lange unter die Lupe zu nehmen, bis ich einen Fehler entdeckt hatte: Seine Beine waren zu kurz! Verdammt kurz sogar, geradezu lächerlich kurz. Ich war froh, etwas aufgespürt zu haben, das mir nicht gefiel, etwas, mit dem ich seinen Stellenwert herabmindern konnte. Auf die Art meinte ich, ihn mir aus dem Herzen reißen zu können.

Und warum das alles?

Weil ich meine Wahl ja längst getroffen hatte. Und immer wieder sagte ich mir, um wie viel klüger, gebildeter, ja, moralisch unanfechtbarer mein damaliger Freund und späterer Ehemann im Vergleich zu dem schönen Unbekannten sei.

Vielleicht hatte ich sogar Recht!

Mein Freund gab mir das Gefühl, an der richtigen Haltestelle zu stehen. Er wusste zu allem eine Wertung abzugeben. Bestimmte Dinge lehnte er als falsch oder gefährlich ab, anderes verfolgte er

mit Intelligenz und Zielstrebigkeit, weil es objektiv nützlich und vernünftig war.

Für mich, die mir, ohne mir das einzugestehen, gerade die falschen und gefährlichen Dinge oft besonders verlockend erschienen, stellte mein Freund eine Art Über-Ich dar. Natürlich hatte ich ihm gegenüber oft ein schlechtes Gewissen, nicht nur wegen des Mannes mit der goldenen Weste. Im Vergleich zu ihm war ich weniger konsequent, labiler, viel verführbarer. Doch mit ihm an meiner Seite brauchte ich keine Angst vor den Versuchungen dieser Welt zu haben. Immer würde er mir zeigen, was zu tun und was zu lassen sei.

Wahrscheinlich ging es ihm mit mir ähnlich. Von großer Leidenschaft verstanden wir nichts. Vielmehr hatten wir, zwei einsame und zu früh aus dem Nest gefallene Jugendliche, Halt aneinander gesucht und eine Zeitlang auch gefunden.

Mein Freund machte Examen, und er half mir durch mein Erstes Staatsexamen, das ich ohne seine Unterstützung niemals bestanden hätte. Wir heirateten, weil ich nie auf die Idee gekommen war, einen anderen zu heiraten. Wir bekamen unser erstes Kind, das uns restlos ausfüllte. Die Welt war für uns in Ordnung.

Alles glatt wie Butter? Nicht ganz.

Wir verloren unsere Sprache. Nicht von heute auf morgen, sondern schleichend und zunehmend. Gemeinsam hatten wir die schwierigen Jahre zwischen Jugend- und Erwachsenenalter bewältigt. Wir hatten einander Sicherheit gegeben. Wir hatten die großen Hürden zusammen genommen. Die Weichen für die nächsten Jahrzehnte waren gestellt. Beim Zweiten Staatsexamen war ich wieder schwanger.

Mit der Geburt unseres zweiten Kindes kam das Glück noch einmal zurück. Doch die Sprachlosigkeit wuchs weiter. Wenn wir miteinander redeten, dann vor allem über unsere Kinder. Wir stimmten in unseren Werten überein, wir mochten uns. Wir waren Freunde. Aber wir liebten uns nicht mehr. Und irgendwann drohte auch die gegenseitige Sympathie zu schwinden.

Um es kurz zu machen: Ich war Mitte dreißig, als wir uns trennten. Das alljährliche Faschingsfest sagte ich ab. Ich erklärte dem

Gastgeber, dieses Jahr nicht in Partylaune zu sein, da meine Ehe gerade zerbrochen sei. Damit war er der Erste, der von der Trennung erfuhr.

Ein paar Tage später klingelte das Telefon. Es war der Mann mit der goldenen Weste. Zufällig hatte er, als enger Freund des Gastgebers, das Telefongespräch mitbekommen und seine eigenen Schlüsse daraus gezogen. Nun redete er mit mir, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres auf der Welt, als mit mir zu reden. Plötzlich waren wir dabei, eine Verabredung zu vereinbaren – und von einem Augenblick auf den nächsten wurde die Welt farbig.

Mit diesem Zeitpunkt begann eine gefährliche, unvernünftige Liebesgeschichte, die ich nicht Beziehung nennen will, da dieser Begriff unserer Sache nicht gerecht werden würde. Keinen Tag unserer ersten gemeinsamen Monate möchte ich wiederholen, so anstrengend waren sie. Und doch ist er der Mann, den ich haben wollte. Er ist der Einzige, bei dem ich diesen Gedanken je so klar gedacht habe: Das ist der Mann, den ich haben will!

Was mich lange Zeit umtrieb, war die Frage, warum ich mich nicht früher getraut hatte. Was hätte ich mir – und allen Beteiligten – ersparen können! Diese Vorwürfe quälten mich jahrelang. Bis ich akzeptieren konnte: Es war richtig so, aus zweierlei Gründen: Meine beiden Kinder, die aus der ersten Ehe hervorgegangen sind – sie sind das Wunderbarste und Richtigste, was mir in meinem Leben passiert ist. Deshalb reicht dies als Grund eigentlich schon aus. Doch – nicht nur – um der Korrektheit Willen gibt es noch ein Zweitens: Sich etwas zu trauen, setzt einen bestimmten Bewusstseinsstand voraus, den ich noch nicht hatte.

Der aber hoffentlich nicht immer einen ganz so langen Weg zurücklegen muss wie in meinem Fall.

Leidensdruck wahrnehmen

Trotzdem sehe ich meine Geschichte nicht als Einzelfall, sondern als ein mehr oder weniger typisches Beispiel.

Bestätigt werde ich in dieser Einschätzung durch das, was in meinem Umfeld passiert, durch die alte und neue Romanliteratur, durch Filme oder Zeitschriftenbeiträge.

Immer wieder stößt man dabei auf das Motiv der nicht erfüllten, nur noch ertragenen Beziehung. Menschen finden zusammen und bleiben zusammen, weil sie meinen, sich damit vernünftig und richtig zu verhalten. Und immer wieder begegnet uns der Verzicht auf Leidenschaft. Die Leidenschaft ist der Preis für die vermeintliche Vernunft.

Paare tun einiges, um den Mangel zu kompensieren und mit Mitteln von außen auszugleichen.

Das häufigste Argument lautet dann: Sexualität ist nicht das Wichtigste. Was für ein folgenschwerer Irrtum – doch dazu später mehr.

Paare, die einmal zu diesem Schluss gekommen sind, gelangen durchaus zu einer relativen Zufriedenheit, wenn andere, äußere Bedingungen erfüllt sind: Stimmt das Einkommen, können sie gemeinsamen Wohlstand aufbauen. Sie planen und errichten ein Haus, legen einen Garten an und sammeln stilvolle Einrichtungsgegenstände. Andere konzentrieren sich, wie in meinem Fall, auf die Erziehung ihrer Kinder und finden in der Liebe zu ihren Kindern Befriedigung. Wieder andere verfolgen eine gemeinsame Karriere oder bauen ein gemeinnütziges Projekt auf.

Daneben gibt es jede Menge individueller Lösungen: Man nimmt sich einen Geliebten oder nutzt irgendwelche dubiosen kommerziellen Angebote. Lauter halbe Sachen. Eine Zeitlang mögen sie helfen, den Mangel zu verbergen.

Aber irgendwann lässt sich das nicht mehr durchziehen.

Vielleicht hält ein anderes Paar einem vor Augen, was wirklich fehlt. Oder aber einer der beiden Partner begegnet einem Menschen, der mit einem Schlag all das offen legt, worauf man bisher – bewusst oder unbewusst – verzichtet hat.

Alles Geld – und seien es die im ersten Kapitel erwähnten Milliarden eines Telekom-Gatten – das schönste Haus, die tollste Karriere können die Enttäuschung jetzt nicht mehr kaschieren. Der Vorhang ist aufgerissen. Und das, was er freigibt, leuchtet auf einmal so intensiv, als sei ein Dreitausend-Watt-Strahler darauf gerichtet.

Der Blick auf das bis dahin Verborgene tut weh. Wie soll man mit diesem Schmerz fertig werden?

Weg- oder hingucken?

Zwei Möglichkeiten gibt es jetzt.

Man könnte weggucken. Das eben Erfasste schnell wieder vergessen. Wir sind immer wieder versucht, Leidensdruck zu relativieren, indem wir ihn als gar nicht so schlimm oder als ganz normal hinstellen.

„Ich werde schon damit fertig“, sagt man sich. Oder: „Andere haben noch größere Probleme.“

Das ist sogar zutreffend; wir wissen das, weil das eigene Leiden den Blick für andere Paare schärft. Aber darum geht es nicht. Es geht mir ja nicht dadurch besser, dass es einem anderen auch schlecht oder noch schlechter geht. Das heroische Durchstehen einer unerträglich gewordenen Lebenssituation ist nichts anderes als eine Verdrängungsspielart.

Mein eigenes Beispiel steht hierfür Pate.

Als ich ins Berufsleben einstieg, war ich seit drei Jahren verheiratet. Ich wohnte mit meiner kleinen Familie in einer engen, aber gemütlichen Wohnung. Was ich damit sagen will: Äußerlich stimmte alles, innerlich dagegen wenig.

Wenn ich mich darüber bei meiner damals besten Freundin beklagte, nannte sie mich undankbar oder unrealistisch. Die Freundin war kinderlos und lebte in ständig wechselnden Beziehungen. Im Vergleich zu ihrem Leben kam mir mein eigenes tatsächlich bevorzugt vor. Doch mit dem Vorwurf der Undankbarkeit fing ich wenig an.

Die Nächte verbrachte ich bis in die frühen Morgenstunden im Wohnzimmer mit Arbeiten. Ich wollte es in meinem Beruf zu etwas bringen, dachte ich; heute würde ich sagen, ich versteckte mich hinter einem Berg von Arbeit. Ich kann mich noch genau an diese Stunden erinnern: Der Fernseher lief ohne Ton nebenher, ich saß, eingekreist von Büchern und Papier, auf dem Teppichboden. Es war sehr still, alle anderen schliefen. Ich war auf wohlthuende Art allein.

Pünktlich gegen Mitternacht kamen die Bauchschmerzen. Irgendwann hatte ich diese Regelmäßigkeit erkannt und mich mit dem Phänomen arrangiert. Ich legte mich für etwa zwanzig Minuten ausgestreckt rücklings auf den Boden, dann wurde es allmählich besser. Die Schmerzen waren bohrend und eigentlich beunruhigend, doch da ich wusste, wie und dass sie wieder verschwanden, unternahm ich weiter nichts.

Nach einigen Monaten kamen Ausschläge dazu. Sie traten nur halbseitig auf und sahen ziemlich erschreckend aus. Weiße, rotgeränderte Pusteln bedeckten, wie mit dem Lineal haarscharf abgetrennt, meine linke Körperhälfte. Morgens, wenn ich aufwachte, war der Spuk vorbei.

Ich suchte einen Internisten auf und ließ einige unangenehme Untersuchungen über mich ergehen, bei denen nichts herauskam, außer dass ich organisch gesund war. Ich war bei einem konservativen Schulmediziner gelandet. Eingehend studierte er noch einmal meine Patientenakte und wurde plötzlich auf die Uhrzeit aufmerksam, zu der beide Symptome gleichzeitig aufzutreten pflegten. Und dann fiel seine Diagnose.

Seine Ausdrucksweise – er sprach von Flucht – kam mir unsachlich und irgendwie unsäglich altmodisch vor. Ich musste lachen. Natürlich wies ich seine Vermutung weit von mir. Im gleichen Moment setzte sie sich wie eine Zecke in meinem Gehirn fest. Der Arzt hatte den Nagel auf den Kopf getroffen, aber ich brauchte noch eine Weile, um das zu begreifen.

Was die Geschichte zeigt: Einmal erkannt, wird der Schmerz sich immer wieder in den Vordergrund schieben. Er wird einen beharrlich weiterquälen, bis man ihn zulässt und ihm endlich den Platz

einräumt, den er verdient. Dafür steht der Begriff Leidensdruck. Leiden bedrängen uns so lange, bis wir bereit sind, die einmal eingeschlagene Richtung zu ändern. Manchmal sogar das ganze Leben.

Und damit sind wir bei der zweiten Möglichkeit: Dem Schmerz ins Auge zu sehen.

Anstatt ihn zu ignorieren oder mich schulterzuckend damit abzufinden, kann ich mich entschließen, ihm die Tür zu öffnen wie einem ungeliebten Kollegen, mit dem es endlich etwas zu klären gilt. Im Zulassen des Schmerzes werde ich nicht umhin kommen mir einzugestehen, dass ich Fehler gemacht habe. Das geht nicht von heute auf morgen, sondern braucht Zeit. Vielleicht Monate, vielleicht Jahre.

Es lohnt sich immer, egal wie lange es dauert. Veränderungen und Weiterentwicklungen lohnen sich grundsätzlich.

Der Schmerz muss als das erkannt werden, was meine Lebensqualität verschlechtert. Was fehlt uns, wenn wir den Anblick zärtlicher Paare nicht ertragen? Was vermisste ich, wenn mit nichts Besseres einfiel als den Mann mit der goldenen Weste abzuwerten, damit er mich nicht länger aus der Fassung brachte?

Irgendwann ist man in der Lage, den Schmerz beim Namen zu nennen: Er ist die Schalheit, die Blässe einer leidenschaftslosen Existenz!

Scham und Schrecken sind in dem Moment überwältigend, weil man den Mangel nicht früher erkannt oder ihn für etwas anderes gehalten hat. Plötzlich erfassen wir mit allen Sinnen das Ausmaß dessen, was uns entgangen ist.

Der Mangel an Leidenschaft lässt sich jedoch erst erkennen, wenn man den Geschmack von Leidenschaft einmal gekostet hat, und sei es nur in Form von aufgeheizten Phantasien.

Von nun an wird es mit dem Weggucken nicht mehr klappen.

Was heißt hier Leidenschaft?

Da ich den Begriff Leidenschaft im Folgenden oft gebrauchen werde, möchte ich ihn kurz erläutern.